

Selbstinventur

von Hermann Bahr

Ginst sollt ich was in ein Stammbuch schreiben. Vor mir hatte sich ein Kandidat eingetragen, mit seinem Wahlspruch: „Immer derselbe!“ Flugs schrieb ich als meinen darunter: „Niemals derselbe!“ Das kam mir damals recht vom Herzen, denn mit Freuden warf ich stets den Gestrigen weit von mir, stets wieder des Morgigen froh gewärtig. Und in dieser schönen Zeit konnte man mich auch gern bereuern hören, daß in den meisten Fragen, gar aber in den entscheidenden, niemals bloß eine Antwort wahr sei, sondern immer ihr Gegenteil auch; und wer also sich um die ganze Wahrheit bemühe, müsse darum bereit sein, Montag, Mittwoch und Freitag das eine, Dienstag, Donnerstag und Samstag das andere, aber Sonntag sowohl das eine als auch das andere zusammen für wahr zu halten. Mit Schrecken vernahmen es die tüchtig Gefünnten und wichen von dem Sophisten. Nun, ich denke heute noch ziemlich ebenso, wenn mir auch längst die Wahrheit keine solche wendische Namsfell mehr scheint. Ihr muß ich abbitten, ich glaube jetzt nicht mehr, daß die Wahrheit mit dem Winde wechselt. Sie steht ganz fest, irgendwo drüben. Wir aber nicht, wir hier herüber. Ich glaube jetzt, daß sie dieselbe bleibt, in Ewigkeit, und nur mir, mir in der Zeit hier, je nach meinem Ort, je nach meiner Entfernung, jedesmal wieder anders erscheint. Je nachdem ich in Salzburg oder in Schellenberg oder in Wals bin, ist der Untersberg anders. Und warum sollt ich denn immer nur in Salzburg sein? Warum soll ich mich nicht bewegen? Warum soll ich mir nicht widersprechen? Solange wir noch in der irdischen Form sind, leben wir vom Widerspruch; er wohnt ihr ein: denn da sie sich erhalten will, zieht sie das Ich immer dichter um uns zusammen, aus dem durchzubrechen sie uns doch immer wieder geheimnisvoll nötigen muß, um uns von ihr (und vielleicht auch sich von uns) zu erlösen. Dies eben macht ja unser Wesen aus: Ewigkeit, in Zeit eingefangen, sind wir. Und nur solange sich in uns Ewigkeit mit Zeit im Gleichgewicht erhält, können wir uns im Irdischen schwebend behaupten. Wird Zeit in uns so dicht und voll, daß unsere Ewigkeit nicht mehr durchleuchten kann, oder Ewigkeit so stark und hell, daß unsere Zeit daran erblindet, in beiden Fällen sind wir zu Ende (dort zum bösen, hier zum guten). Ohne Widerspruch können wir nicht sein, nur am Widerspruch entzündet sich immer das Leben wieder.

Und doch mag ich jenes „Niemals derselbe!“ heute nicht mehr; es genügt mir nicht mehr. Und als ich es neulich aus Gewohnheit wieder einmal hinschrieb, da fuhr die Feder von selbst zu schreiben fort und stand erst still, als noch ein Satz dazu geschrieben war, so daß es jetzt am Ende hieß: Niemals

derselbe und . . . immer derselbe!“ Und so will ichs jetzt, so solls fortan heißen, der Wahrheit zur Ehre, ganz wie ichs bei mir erlebt: „Niemals und immer derselbe!“ Nun ist mir mein Wahlspruch erst komplett, nun erst sagt er mich völlig aus.

Das kam aber nämlich so. Mir war inzwischen eines Tags eingefallen, daß ich nächstes Jahr ja nun auch schon fünfzig werde. Dies sieht einen kurios an, erst will man es gar nicht glauben. So weit soll das schon weg sein, was man doch alles noch so nahe spürt? Und jenes andere schon so nah, das man eben noch ganz fern gemeint? Und dann denkt man zurück. Und in mir wurde da plötzlich gefragt: Was ist dir davon treu geblieben? Und indem ich es nachzurechnen begann, von Kind auf bis zum heutigen Tag, erschrak ich. Ich erschrak, wieviel mir treu geblieben ist: ich hätte nie gedacht. Fast unverändert fand ich das Kind, ich fand mich alle die lange Zeit mir immer gleich, vom Kind durch den Jüngling zum Mann, fast unbewegt in allen Veränderlichkeiten, eigentlich doch, wenn auch stets auf eine neue Art, an jedem Tag immer wieder denselben. Und wenn der Untersberg sich wundert, mich täglich anders zu sehen, kommts auch nur daher, daß er mich einmal im Norden, das andere Mal im Süden erblickt.

Ich habe mich verhört, was jetzt in mir wesentlich ist. Es ergab sich, daß ich alles, was jetzt in mir wesentlich ist, immer schon hatte. Es war mir zu Zeiten unbekannt, daß ich es hatte, doch betrug ich mich stets so, wie sich nur betragen kann, wer es hat. Und ich machte mir immer schon Zeichen davon, aber zu verschiedenen Zeiten verschiedene, doch zeigen alle dieselbe Hand. Auch ich muß gestehen, daß ich eigentlich in einem fort stets dasselbe Buch geschrieben habe, bloß in verschiedenen Sprachen (und manchmal auch von rechts nach links, statt von links nach rechts; worauf es aber im Grunde doch auch nicht ankommt).

Schon als kleines Kind war ich ganz unfähig, irgend etwas zu lassen, wozu ich mich innerlich getrieben fühlte, oder gar irgend etwas zu tun, wozu ich mich nicht innerlich getrieben fühlte. Mein guter Vater wollte mich ja zu nichts zwingen, sondern versuchte stets, meinem Verstand zu beweisen, daß etwas unmöglich, etwas notwendig sei, doch half mir das alles nicht, mein Verstand sah es zwar ein, ich gab es auch zu, blieb aber unfähig, ohne mein eigenes inneres Geheiß etwas zu tun oder zu lassen, geschweige denn dagegen. Drohungen und Strafen änderten mich darin so wenig als Bitten und Versprechungen, ich war unverbesserlich. Auch ich selbst hatte nicht die Macht, mich durch Gründe, Beweise, Vorsätze zu bestimmen; nichts konnte mich bewegen, solange ich mich nicht innerlich angerufen und aufgefordert hörte. Ich habe mich dessen lange selbst sehr geschämt; es kam mir unfrei vor, sich so von seinen eigenen Handlungen überwältigen zu lassen;

ja ganz unmenschlich kam es mir lange vor und ich tröstete mich darüber erst, als ich alle Menschen, die mir irgendwie wert waren, ganz ebenso von einer unbekanntem inneren Macht tyrannisiert fand, der sie sich widersetzen mochten, zuletzt aber doch immer wieder erliegen mußten. Ich weiß freilich heute noch nicht, ob man solche Menschen willenlos nennen soll oder eher willensstark. Aber ich weiß aus meiner Erfahrung, daß schon der bloße Versuch, meinem inneren Gesetz zu widerstehen, mich immer geschwächt, gedemütigt und mit einem Gefühl der Versündigung an mir selbst zurückgelassen hat, während, wenn ich meinem Dämon gehorchte, alle bösen äußeren Folgen, alle Vorwürfe meines eigenen Verstandes, ja selbst das geliebten Menschen dadurch zugefügte Leid mir keinen Augenblick das Glück trüben konnten, das ich, mir selbst zum Trost, empfand, so stark, daß ich mich niemals besonnen hätte, dieselbe von meinem Verstand widerratene, durch ihre schlimmen äußeren Wirkungen widerlegte That, wenn sie mir wieder innerlich anbefohlen würde, gleich wieder zu tun.

Anarchist also? Ich habe mich früher zuweilen, in ruhmredigen Stunden, selbst gern einen genannt, aber ohne Recht darauf, da der Anarchist doch bezichtigt wird, kein Gesetz zu halten, ich aber bin ein ganz beherrschter, durchaus gehorchender Mann und wenn ich mich keiner äußeren Gewalt unterordnen kann, so ist es um meiner inneren Ordnung willen, eben um mein inneres Gesetz zu hüten, das ich als keine Willkür empfinde, sondern als die Stimme der Ewigkeit, als jenseits von mir bestehend, als so fest gesetzt, über mir waltend und meinen eigenen Launen, Wünschen, Trieben entrückt wie der Schlag meines Herzens. So muß ich sein, ich darf nicht anders sein. Mein Verstand kann es nicht begreifen, aber tief in mir weiß ich es gewiß. Mit meinem Verstand vermag ich nichts über mich und was ich durch ihn vermag, bleibt mir fremd, es gehört mir nicht an, es wird nie meine That. Nur die That, zu der ich durch Leidenschaft genötigt bin, die mir von meinem inneren Gesetz diktiert wird, die stärker ist als ich selbst, ist mein und für die will ich, auch wenn mein eigenes Urtheil sie verabscheut, einstehen und will sie mit allen Folgen tragen bis in den Tod. So muß ich sein. Und nur die Menschen, die sind, was sie sein müssen, und tun, was sie tun müssen, aber auch nichts sind als was sie sein müssen, und nichts tun als was sie tun müssen, gelten mir. So hielt es schon das Kind, so will ich es immer halten.

Seit ich mich erinnern kann, hat mich keinen Tag das sichere Gefühl verlassen, von einer unbekanntem Hand nach einem vorbeabschlossenen Plan zum Rechten gelenkt zu werden. Auch in der Zeit, da ich mich für ungläubig hielt, blieb ich mir dieser unablässigen stillen Führung stets bewußt. Ich konnte sie nicht begreifen, mir nicht erklären, aber es ging nicht an, den

Augenschein abzuleugnen. Immer wurde mir ohne mein Zutun das Notwendige im rechten Augenblick zuteil, der eine Mensch, der mir eben jetzt helfen, das eine Buch, das mich eben jetzt zurechtweisen, das Abenteuer, das mich erweitern konnte, und dies stets eben dann, wenn ich sonst nicht hätte weiter können. Ich hatte mich daran bald so gewöhnt, daß ich, wieder an eine Wendung meines Schicksals gelangt, gar nicht mehr ängstlich, sondern immer nur neugierig war, wie mir denn, durch welchen Mann, welches Ereignis, welche Begegnung, wohl diesmal wieder herausgeholfen werden würde. Ja dies ging soweit, daß ich manchen Menschen, manche Begebenheit geradezu als nur mir zugebracht empfand, da sie wirklich eigens für mich bestimmt und nur zu meinem Heil in die Welt geschickt zu sein schienen. Ich habe deshalb auch in großen inneren Bedrängnissen eigentlich niemals Verstand, Erfahrung, Willen besonders angestrengt, ich bin dann nur noch wachsammer als sonst gewesen, um es ja gleich zu merken, wenn die Hilfe des Unbekannten kommen würde, die immer kam. Dadurch geriet ich allmählich in ein etwas seltsames Verhältnis zu meinem eigenen Leben. Ich frage nämlich schon längst nicht mehr: Was soll ich da tun? Ich frage nur noch: Was wird da jetzt mit mir geschehen? Und erst wenn sich mir dies dann deutlich angekündigt hat, setzt mein eigener Wille mit seiner Kraft ein, um mitzuhelfen. Es sicht mich darum auch jetzt nicht mehr an, wenn mir was ganz gegen meinen Wunsch geht, denn es hat sich ja später immer noch gezeigt, daß, was ich dafür hielt, gar nicht mein wahrer Wunsch war, den der Unbekannte besser kannte. Der Unbekannte meint es auch besser mit mir als ich selbst, denn während ich mich doch zuweilen verleiten lasse, mir ein kleines gemeines Behagen zu wünschen, weiß er, daß ich mich dessen bald schämen müßte, und während ich ziemlich wehleidig bin, schont er mich nicht und erspart mir nichts, um mich meiner würdig zu machen.

Mein Verstand sagt mir, daß es absurd sei, sich Gott so mit jedem alltäglichen Moment meines winzigen Lebens beschäftigt zu denken. Mein Verstand hat gewiß recht, es ist absurd und vermessen, sich dies vorzustellen. Ich stelle mir aber auch gar nicht vor, daß es so sei. Ich handle nur, als ob es so wäre, weiß aber mit dem Verstand, daß es falsch ist, und weiß freilich mit dem Gefühl doch, daß es für mich richtig ist.

Was soll ich? Was ich muß, aus innerem Drang genötigt; und nichts als was ich so muß. Keine Tat, die zu tun ich nicht innerlich genötigt bin, kommt mir zu.

Aber wie, wenn ich erkenne, daß eine Tat notwendig ist, daß sie schön ist, daß sie recht ist, trotzdem aber mich innerlich dazu nicht genötigt fühle? Dann ist sie nicht meine Tat. Und ich soll nur meine Taten tun.

Es hat mich oft geschmerzt, Taten, die mich, als notwendig, schön und

recht, lockten, nicht tun zu können, weil sie nicht meine Taten gewesen wären, denn sie wurden mir innerlich nicht geheißten. Und ich habe solchen Schmerz um ungetane Taten oft Jahre lang gehegt; ich habe mich gesehnt, sie doch noch tun zu dürfen, ich habe mir heiß gewünscht, daß sie mir doch einmal innerlich befohlen würden. Darüber sind bisweilen Jahre vergangen, schon wars halb vergessen und versunken, dann aber, als ich schon gar nicht mehr daran dachte, siehe, da wurde ich innerlich angerufen, diese Tat zu tun, und nun war sie mein.

Wenn ich erkenne, daß ich etwas soll, aber ohne noch es zu müssen, will ich in Demut warten, bis es mir innerlich befohlen wird. Wird es mir aber nie befohlen, so gehört's nicht zu meinen Taten und ich muß davon lassen. Und wird mir innerlich befohlen, was ich nach meinem eigenen Urteil nicht soll, so muß es von mir getan sein und ich will die Schuld beherzt auf meine Schultern laden. Was uns auferlegt wird, darüber entscheiden nicht wir, das ist Gnade, aber wie wir es tragen, daran können wir uns zeigen; die Verantwortung ist unser.

Mir kommt es darum auch bei anderen gar nicht so sehr darauf an, was einer tut, als vielmehr darauf, was er ist und ob das, was er tut, dem, was er ist, angehört. Es scheint mir eine falsche Verkürzung, einem zu sagen: Tu dies, handle so! Wenn wir schon, um des Gemeinwesens willen, nicht ablassen können, ein bestimmtes Verhalten und bestimmte Handlungen von unseren Mitmenschen zu fordern, so hätte das Gebot zu lauten: Sei so, daß du dies und dies tun mußt, so und so handeln mußt! Ja wir hätten eigentlich Sittlichkeit überhaupt nicht zu gebieten, sondern bloß als Bedingung vorauszusetzen: Wenn du nicht nachweisen kannst, so zu sein, daß du dies und dies tun, dies und dies lassen mußt, aus innerer Nötigung, so nehmen wir dich in unsere Sozietät nicht auf, und wenn sich etwa herausstellen sollte, daß du dich selbst oder uns betrogen hast und nicht von der Menschenart bist, die dies und dies tun, dies und dies lassen muß, aus innerer Nötigung, so schließen wir dich aus unserer Sozietät wieder aus!

Werdet wie die Kinder! heißt's, dann aber treibt man schon den Kindern selbst die Kindlichkeit aus. Kinder sind voll Vertrauen zu sich. Was sie spüren, untersuchen sie gar nicht erst mit dem Verstand, fragen nicht, zweifeln nicht, zaudern nicht, sondern geben sich der unbesonnenen Empfindung hin. Werdet wie die Kinder! Kinder sind auch voll Vertrauen zu den anderen. Sie verschweigen und verstellen sich nicht, stehen jedem offen und zeigen ihm ihren Haß und ihre Liebe. Werdet wie die Kinder! Aber wenn zu uns die Frau Julie auf Besuch kam, nahm mich vorher meine Mutter ins Gebet und schärfte mir ein, artig mit der Frau Julie zu sein. Ich sagte: Ich mag sie aber nicht! Meine Mutter entgegnete: Du mußt sie lieb haben!

Ich wieder: Ich mag aber nicht. Und die Mutter: Sie ist doch immer so gut zu dir, dafür mußt du sie nun doch auch recht lieb haben!

Gott sei Dank, daß ich nicht gehorchte! Es hätte mich zerstört. Wie kann man nur ein Kind auf den Gedanken bringen wollen, daß es auch anders sein kann, als es ist? und daß, wie ich bin, davon abhängen soll, wie jeweils die Menschen mit mir sind? und daß ich ein Gefühl „schuldig“ sein soll, als Gegenleistung, genau zu berechnen und auszumessen an dem Gefühl, das mir der andere angeboten hat?!

Gegen nichts hat meine ganze Natur stets heftiger revoltiert als gegen die häßliche Zumutung, mein Verhalten zu irgendeinem Menschen durch sein Verhalten zu mir bestimmen zu lassen. Ich bin nicht zu kaufen, sagte schon der kleine Bub. Ich soll gegen dich gut sein, weil oder gar damit du gegen mich gut bist? Dann hat es doch gar keinen Wert mehr, wenn mein Gefühl „zu haben“ ist! Und nicht bloß mein ganzes Ehrgefühl empörte sich, sondern es schien mir auch meine Freiheit anzutasten. Man will mir ein Gefühl abzwängen, bloß dadurch, daß man mir eins darbringt? Nein ich handle nicht mit Gefühlen! Behaltet eure nur, sie sind mir ohnedies verdächtig, meine lassen sich nicht kommandieren! Dies verdarb mir in meiner Jugend viel, denn ich wurde vor Argwohn ganz vertrost und wer mir was Liebes tat, bekam nie Dank von mir, entweder weil ich mißtrauisch war, es sei doch eben nur auf dieses „Geschäft“ abgesehen, oder aber, wenn es einer war, der über meinen Verdacht stand, weil ich ihn nicht durch meinen Dank beleidigen wollte: denn für Gutes, das ich getan, von dem, dem ich es getan, wieder Gutes zu empfangen, empfand ich als Kränkung und als ob meine gute Tat, mein Geschenk, dadurch zunichte würde; ich meinte deshalb, auch jeder andere müßte das so empfinden. Und ganz tief in mir meine ich das eigentlich heute noch.

Wenn ich dich liebe, was geht's dich an? Das ist mir aus dem Herzen gesprochen, es geht dich ja wirklich nichts an. Aber das Wort gilt auch umgekehrt: Wenn du mich liebst, was geht's mich an? Was hab ich überhaupt mit deinen Gefühlen zu schaffen? Was du mit meinen? Wie können wir unsere Gefühle verrechnen? Deine haben doch nicht die Währung der meinen. Und wenn denn schon von Schuld und Verpflichtung und Dank in Gefühlen überhaupt die Rede sein könnte, so wärst du, wenn du mich liebst, mir Dank schuldig, du mir, für das Gefühl, das ich in dir erregt, ich aber dir nichts, wofür denn?

Wenn ich dich liebe, was geht's dich an? Wenn du mich liebst, was geht's mich an? Nur ganz schwache Menschen lassen sich von den Empfindungen anderer anstecken. Wenn ich dich hasse, was geht's dich an? Wenn du mich hassst, was geht's mich an? Mein Gefühl zu dir kommt doch aus mir selbst, nicht aus deinem Gefühl zu mir, sonst wärst du ja mein Herr und ich dein Knecht.

Als Student nahm ich es mit Gesichtern sehr genau und hatte die Gewohnheit, wenn mir eins nicht gefiel, seinen Inhaber vom Trottoir wegzustoßen. Oder ich sagte wenigstens, an milderem Tagen: Trottel! Es gab deshalb manchen Handel, den ich, obwohl kein besonderer Fechter, gern und gut bestand. Wie staunten also meine Kameraden, als ich einst, zur Abwechslung einmal selbst angerempelt, von einem, dem offenbar wieder mein Gesicht nicht gefiel, Miene machte, dies einzustecken und und ruhig meines Wegs weiter zu gehen, so daß sie erst mein studentisches Gefühl anrufen mußten, es wäre mir sonst nicht eingefallen, Genugthuung zu fordern! Da die Kameraden es wünschten, tat ich ihnen ja den Gefallen, aber eigentlich mit einem schlechten Gefühl dabei, denn es ging mir nicht ein, warum ich, ohne an diesem Tage rauf lustig zu sein, es nun auf einmal werden sollte, bloß weil ein anderer rauf lustig war. Sein Gesicht war mir recht, also gar kein Grund für mich, ihn anzupöbeln. Weil er mich angepöbelte hatte? Das verstand ich nicht. Wieder das ewige: Wie du mir, so ich dir! Ist es ein Grund für mich, mit einem anzubinden, weil er Lust hat, mit mir anzubinden? Nur wenn ich Lust habe, ich, das ist der einzige Grund für mich. Soll ich mir von ihm aufnötigen lassen, wann ich Lust zu haben habe? Wieder schien mir das eines Freien nicht würdig. Und noch heute scheint mir Rache stets ein knechtisches Gefühl.

Gutes durch Gutes zu erwidern, Böses mit Bösem zu vergelten, mein Verhalten also durch das Verhalten anderer zu bedingen, und etwa gar noch auch Gott selbst herabzumwürdigen, als ob auch er in einem solchen Tauschhandel mit der Menschheit stände, bestechlich in seiner Gerechtigkeit, nicht unempfindlich für ein Trinkgeld zur rechten Zeit, Buch führend und seine Rechnungen bei uns einkassierend — ich habe das nie begriffen, ich werde das nie begreifen. Ich vermag nicht zu begreifen, wie man lieben kann, weil, oder lieben soll, damit. Ich vermag nicht einmal zu begreifen, daß einer einen lieben kann oder auch nicht, je nachdem, daß einer sich zutraut, sein Gefühl durch den Willen zu lenken, daß einer Gefühle auf Lager hat und sich nun das passende, je nachdem, auswählt. Und ich vermag schon gar nicht zu begreifen, was man von einer Liebe haben kann, die man „verdient“; denn dann wächst einem ja durch solche „Liebe“ nichts zu, man erhält nur das eigene Gefühl wieder zurück, man wird nicht reicher, man hat eigentlich nur Mark in Pfund umgewechselt. Ich beneide den Gerechten nicht, der in den Himmel kommt, die Papiere vorlegt, worauf seine Tugenden alle verzeichnet sind, und dafür nun den wohlverdienten Sitz zur rechten Hand Gottes angewiesen bekommt. Da wäre ich tausendmal lieber noch der Sünder, der ganz in Schmach vor Gottes Thron steht, aber Gottes alles tilgende Liebe zieht ihn zu sich empor.

Ich verstehe darum auch die Menschen nicht, die gut sind, aber nur auf

Gegenseitigkeit, wie das die heute gebräuchliche Art gut zu sein ist: man legt ja bösen Menschen gegenüber seine Güte sogleich ab, vergilt Haß mit Haß, Gewalt mit Gewalt, Mißtrauen mit Mißtrauen, liefert den Dieb ins Gefängnis ein, richtet den Mörder hin und besinnt sich auf seine Güte erst wieder, wenn man ganz sicher ist, unter guten Menschen zu sein. Daran wundere mich zunächst, daß man es kann, daß man sich innerlich wenden lassen kann, daß man in sich zwei Menschen haben kann, einen guten und einen bösen, die man nun je nach Bedarf hervorholt. Ferner muß ich sagen, daß mir da die bösen Menschen doch den guten überlegen scheinen. Die bösen haben die Kraft, auch gegen die guten böse zu bleiben, aber die guten bleiben nur unter den guten gut, angesichts der bösen geht ihrer Güte gleich der Atem aus. Die bösen haben also die Kraft, ihr Wesen nicht bloß selbst zu behaupten, sondern auch noch den guten mitzuteilen, die guten haben diese Kraft nicht. Das Wesen einmal gegeben, gut oder böse, sind also die bösen weit tüchtiger, beharrlicher, echter als die guten, die sich feig verleugnen, gerade wenn es eben darauf ankäme, sich nun erst recht zu beweisen. Gegen einen Menschen, der sich für das Böse entschieden, der sich das Böse gewählt hat und nun auch bis ans Ende böse bleibt und Böses tut, läßt sich im Grunde nichts einwenden. Wer sich aber für das Gute entschieden hat, jedoch nur so lange gut bleibt, als er sich in seiner Güte sicher, ungestört und ungefährdet fühlt, bei der ersten Begegnung mit dem Bösen aber gleich von der Güte weg zum Bösen hinüber desertiert, der ist mit einer ebenso jämmerlichen als lächerlichen Figur. So viel Mut, Charakter und Standhaftigkeit als die bösen Menschen für ihre bösen Taten müßten die guten schon auch für ihre Güte noch aufbringen können.

Einer stiehlt mir meine Uhr, ich lasse ihn verhaften, er wird eingesperrt. Was ist geschehen? Er hat mich um meine Uhr gebracht, ich ihn um Freiheit und Ehre. Meine Uhr ist dreißig Mark wert, so viel wird seine Freiheit und Ehre ja auch noch wert sein. Ich habe ihm also genau ebensoviel Böses zugefügt als er mir. Weshalb soll seine Tat schlechter als meine sein? Aber er hat angefangen! Nun, daraus, daß irgendwo böse angefangen wurde, zu schließen, es müsse nun in alle Ewigkeit böse fortgefahren werden, scheint mir doch eine rechte Affenlogik. Ein guter Mensch wäre mir nur, wer sich durch Böses, das ihm geschieht, erst recht von neuem herausgefordert fühlte, bloß um desto mehr Güte aufzuwenden, und auf jede böse Tat zwei gute setzte. Wäre ich ein guter Mensch, ich würde den Dieb nicht der Polizei, sondern meiner Güte übergeben. Denn ich müßte doch, als ein guter Mensch, das Vertrauen haben, im Guten wenigstens so stark und fest zu sein als ein kleiner Dieb im Schlechten. Und wären wir der guten Menschen etliche, nur nicht wieder im Klügel beisammen, sondern in die Welt verstreut und immer mit unserer Güte auf der Suche nach bösen Menschen, um an ihnen

unsere Güte auszulassen, dann könnten wir es wagen, uns einmal mit den bösen zu messen: für jede ihrer Lücken sehen wir auf unserer Seite eine Milde, für jeden ihrer Flüche ein Lächeln der Verzeihung, für jede Untat eine Wohltat ein und wollten doch sehen, wer am Ende der Stärkere bliebe! Aber was man heute gut nennt, ist was Schwammiges, Unbeherztes, Abweichendes, das sich nicht verteidigen und das schon gar nicht angreifen kann, drum verkriecht es sich hinter der Polizei. Die guten Menschen müßten doch trachten, es erst einmal im Guten so weit zu bringen wie die bösen im Bösen, es zu einer aggressiven, auf die bösen eindringenden, das Böse verzehrenden Güte zu bringen, und zu solchem eigenen Vertrauen auf die stichfeste Kraft dieser Güte, daß sie's nicht mehr nötig hätten, sie gleich beim ersten Hieb mit der Waffe des Gegners zu vertauschen.

Aber die heutigen Guten sind Menschen, die ja gern gut sein möchten, aber immer erst eine Garantie verlangen, daß es sich auch lohne, gut zu sein. Sie nehmen sich vor, gut zu sein, unter der Bedingung, daß sich alle dazu verpflichten, gut zu sein. Sie nehmen sich aus Kalkül vor, gut zu sein, weil das, jene Bedingung erfüllt, ja wirklich behaglicher wäre, als sich durch unsere gemischte Welt zu schlagen. Im Grunde geht es ihnen darum, daß die anderen gut sein sollen, und um die anderen dazu zu verhalten, sind sie selbst auch dazu bereit. Aus Feigheit also, um der eignen Sicherheit willen, um Ruhe zu haben, aus Schwäche, aus Berechnung wollen sie gut sein, solange die Rechnung stimmt. Da die Rechnung aber nie stimmt, weil sie nicht stimmen kann, weil, jene Bedingung erfüllt und das Böse durch Verabredung aus der Welt getilgt, dadurch auch die Möglichkeit des Guten vernichtet wäre, das doch, um entstehen zu können, das Böse verlangt, das ja nur die Antwort auf das Böse ist, das erst am Bösen erscheinen kann, wie Farben bloß aneinander entstehen und erscheinen, sind die Guten nur intermittierend gut, solange sie nämlich von ihrer Güte keinen Gebrauch zu machen haben; in den Pausen des Lebens sind sie gut, geben es aber gleich auf, sobald das Leben wieder beginnt, das doch immer allein eben in der Kraftprobe zwischen Gut und Böse besteht. Kein wahrhaft Guter hätte je den absurden Wunsch der heutigen Guten, das Böse zu verhindern, denn er braucht ja das Böse, dadurch daß es das Böse gibt, wird es ihm doch erst möglich gut zu sein, am Bösen erst kann Güte funktionieren. Dem wahrhaft Guten wäre jede böse Tat nur ein Signal, dafür seine gute Tat einzusetzen, stark genug, daß sie die böse noch überböte, so daß am Ende, wenn man die Wirkungen der beiden mißt, sich noch ein Überschuß an Güte ergibt. Jede böse Tat vermehrt die Macht des Bösen in der Welt. Wer durch eine gute Tat von derselben Kraft die Macht des Guten um ebensoviel vermehrt, stellt das Gleichgewicht wieder her. Wer gar eine gute Tat von noch größerer Kraft, als jene böse Tat hatte, vermag, drängt die Macht des Bösen in der Welt

zurück. Nun holt diese freilich wieder zu noch stärkeren bösen Thaten aus. Darüber wird sich der wahrhaft Gute nicht wundern, es gehört ja zur Art des Bösen auf gute Thaten durch böse Thaten zu antworten, wie es zur Art des Guten gehört, böse Thaten mit guten Thaten zu erwidern. Der wahrhaft Gute wird sich nicht wundern, seine Güte verkannt, mißbraucht, verlacht zu sehen und Haß, Schimpf und Hohn dafür zu leiden; es gehört dazu, daß Güte dem Guten Haß, Schimpf und Hohn trägt. Die heutigen Guten aber stellen ihre Güte gleich ein, wenn sie ihnen nicht sofort vergütet wird. Sie wollen die gute That, aber bloß unter der Bedingung, daß ihnen die Wirkung der guten That erlassen sei, das Leid, in denen die gute That geboren wird. Sie möchten gern Mutterfreuden ohne Mutterwehen.

Betrachte das Leiden Christi! Und wenn er spricht: Nimm dein Kreuz auf dich, so heißt das: Nimm das Leid deiner That auf dich, das jeder That eingelagerte Leid! Alles Christentum drängt auf freudiges Erleiden der eigenen guten That. Die heutigen Guten aber wären gern Christen, jedoch mit Nachlaß der Thaten: ohne die Folgen zu tragen. Statt in Schmerzen soll die gute That jetzt mit Assistenz der Polizei unter staatlicher Anerkennung geboren werden. Aber der wahrhaft Gute will seiner That ins Auge schaun und ihr Leid in seinen Armen tragen.

Man muß auch die Wirkungen seines Willens wollen. Unsere Zeit aber möchte gern bloß die Rosinen aus dem Gugelhupf zupfen. Darin konnt ich mich nie mit ihr verstehen und kann's noch immer nicht. Will ich eine That, so muß ich auch ihre Wirkungen wollen. Will ich eine Wirkung, so muß ich auch die That wollen. Gleich niedrig scheint es mir, die Wirkungen meiner That von mir abzuwälzen, wie vor der That, deren Wirkungen ich will, zurückzuschauern.

Ich sage nicht: du sollst kein Fleisch essen! Aber ich sage: Wer Fleisch ißt, muß auch die Kraft haben, mit eigener Hand das Tier zu töten. In unserer Zeit fällt man in Ohnmacht, wenn ein Schwein abgestochen wird, und läßt sich dann aber den Braten schmecken.

Ich sage: Du sollst nicht töten! Aber andere sagen, dies gelte für den Mörder nicht; wer einen Menschen getödet hat, soll dafür von Menschenhand getödet werden! Nun, die das sagen, müßten aber die Kraft haben, mit eigener Hand das Todesurteil zu vollstrecken. Wer aber von allen, die heute an einer Hinrichtung mitwirken, nimmt sie als seine That auf sich? Wer verantwortet sie? Wer hat den Mut und die Kraft, sich als den Täter zu bekennen? Der Geschworene nicht. Er redet sich vor seinem Gewissen aus, er sei ja nur gefragt worden, ob der Angeklagte dies begangen. Der Richter auch nicht. Er redet sich vor seinem Gewissen auf den Spruch der Geschworenen aus, der ihn nötige, das Gesetz anzuwenden. Der Monarch nicht. Er redet sich vor seinem Gewissen aus, daß ihm dieser Mörder, dessen

Mord mit allen seinen Umständen er ja gar nicht kenne, nicht zur Begnadigung empfohlen worden sei. Der Henker nicht. Er redet sich vor seinem Gewissen aus, er könne doch nichts dafür, ihm sei's befohlen worden, so leid es ihm tue. Und so wird ein Mensch getötet, aber keiner hat's getan, alle können ruhig schlafen. Ich würde, wenn ihr schon auf der Todesstrafe besteht, ein Gesetz verlangen, daß, wer sie verhängt, sie auch selbst mit eigener Hand vollziehen muß.

Arbeiter werden in Fabriken langsam vergiftet. Wer ist der Mörder? Der Meister nicht, er kann's nicht ändern. Der Direktor kann's auch nicht ändern, denn das würde so viel kosten, daß die Aktie um zehn Prozent sinkt, und er würde von den Aktionären entlassen. Der Aktionär wieder erfährt ja davon überhaupt nichts, er kümmert sich nur um seine Prozente, vom „Technischen“ versteht er nichts und überläßt es dem Direktor. Indessen werden die Arbeiter immer weiter vergiftet. Aber niemand hat die Schuld, Meister und Direktor und Aktionäre können ruhig schlafen, während ein Arbeiter nach dem anderen hinstirbt. Mord um Mord geschieht, aber es ist kein Mörder da, kein Gewissen wird damit beladen. Ich würde, wenn ihr schon die Segnungen des Kapitalismus nicht entbehren könnt, auf ein Gesetz antragen, daß jeder in einer Fabrik vergiftete Arbeiter sterbend die letzte Woche von der Frau eines Aktionärs gepflegt werden muß; sie soll es wenigstens mit ihren Augen sehen, womit ihr Reichum bezahlt wird, das scheint mir nicht unbillig.

Keine Zeit war je grausamer als unsere. Dabei hatte keine je so schwache Nerven. Ich denke, man könnte von grausamen Menschen wenigstens die dazu gehörenden Nerven verlangen.

Ich habe stets meine Feinde geliebt. Nicht etwa, daß ich mich bemühte hätte, meine Feinde zu lieben, in frommer Absicht. Nein, ich habe mich jahrelang gewehrt, meine Feinde zu lieben, es schien mir Schwäche, Feigheit, Schande. Doch half das alles nichts, ich habe meine Feinde lieben müssen. Wer mir glich und mit mir meinen Weg ging, langweilte mich und machte mich ungeduldig; wozu noch ein zweites und drittes Exemplar meiner Art? Wer aber anders war und mich befremdete, befehdete, der freute mich. Ich fühlte mich freier, meine Sache zu tun, sobald ich gewiß wurde, daß auch für die Gegenwirkung schon gesorgt war. Je mehr meine Sache bestritten, verneint und angefeindet wurde, desto mehr und immer mehr schien sie mir erst völlig mein zu werden. Meine Freunde könnt ich alle entbehren, meine Feinde nicht. Jene wirken mit mir, aber ich wäre schon auch ohne Hilfe stark genug. Diese wirken gegen mich, und wie soll ich denn wirken können ohne Widerstand? Wer will ins Leere, ins Nichts hinein wirken? Wer kann zustoßen, wenn er auf nichts stößt? Ich brauche

meine Feinde. Ich werde, was ich bin, erst durch meine Feinde, dadurch, daß sie gegen mich sind und dies mich zwingt, standzuhalten; ohne meine Feinde wär ich längst zerronnen und verflossen, an ihrer Wehr stau' ich mich zu meiner vollen Kraft. Gebt mir starke Feinde, nichts stärkt mich mehr! Bewahrt mich vor allem, was mir gleicht! Erhaltet mir alles, was gegen mich wirkt! Mit jedem Feind, der mich verläßt, verläßt mich ein Stück meiner eigenen Kraft. Nehmt jenes Rot aus dem Bild und seht, wie das Blau ermattet und verblaßt. Das Blau braucht jenes Rot, an jenem Rot erst leuchtet das Blau völlig auf. Gebt mir Feinde, damit ich an ihnen aufleuchte! In meines Herzens Herzen will ich sie hegen. Was wär ich ohne Feind?

Ich liebe meinen Feind, nicht wie mich selbst, sondern als mich selbst, als ein Stück von mir, als etwas, ohne das ich nicht wär. Mein Feind begrenzt mich erst und erst die Grenze weist mir mein Eigentum zu, nun kann ich erst verteidigen, was mein ist, und nun kann ich es auch erst erweitern. Um Feinde nur kann ich mich erkennen und nur wenn ich mich erst habe, kann ich dann noch über mich hinaus und verliere mich dennoch nie mehr, solange der Feind droht. Der Feind ist mein bester Feil, mein Feind wacht über mir, ich hüte meinen Feind, wir können nicht voneinander, wir sind füreinander da, damit keiner sich untreu werde. Ich werde nicht ärmer, wenn ihr mir alle meine Freunde nehmt, aber laßt mir meinen Feind!

Grenzen muß ich fühlen, um mich frei zu fühlen. Ich finde das selbst absurd und kann es mir durchaus nicht erklären, aber in mir ist es so. Um mich frei zu fühlen, muß ich mich innerlich auf eigenem Grund und Boden fühlen, dies kann ich erst, wenn mir meine Grenzen angewiesen sind. An meinen Grenzen steht der Feind, daran erkenne ich sie. Nun weiß ich meine Welt erst, und meine Macht. Ohne Feind wär's ein Chaos, kein Ich.

An meinen Grenzen steht der Feind, als Schildwache, mir von Gott hingestellt.

Mir war von je tief eingeprägt, Gott nicht eitel zu nennen, ja auch nicht eitel zu denken. Es genügte mir, Zeugnis für ihn abzulegen, indem ich das Rechte tat, das, was mir innerlich diktiert wurde. Aber albern kam mir vor, Gott zu suchen, der mich ja jederzeit zu finden weiß.

Da begab es sich vor ein paar Jahren, daß ich zur Winterszeit nach Königsberg kam, um dort vorzulesen. Es war ein trüber Tag mit feuchten Winden, ich ging durch die Stadt und ermüdete bald, heimgekehrt lag ich in einem öden Hotelzimmer auf dem Sofa, um die paar Stunden bis zu meinem Vortrag zu verschlafen. Auf einmal fand ich mich emporgeschreckt mitten im Zimmer stehen und hörte mich, während ich verwundert um mich sah, ohne recht zu wissen, wo ich eigentlich sei, mit klarer Stimme laut vor

mich hin sagen, wie man das Ergebnis einer langen Überlegung ausspricht: Entweder ich bin ein Narr oder Gott ist, denn was ich bin, wäre sinnlos ohne Gott, also muß Gott sein!

Dann fing ich zunächst zu lachen an, über die fragwürdige Logik meines Traums. Und dann zog ich mir meinen Frack an und las den Königsbergern vor. Und ich dachte die nächsten Tage geistlich von meinem Traum weg, bis mir unversehens einfiel, wieder einmal die Bergpredigt zu lesen. Indem ich sie las, fiel mir auf, daß darin alles steht, was ich zu meinem Leben brauche. Ich nahm in Kürze mein ganzes Leben durch und was sich mir daraus ergeben hatte, sei es durch eigene Erfahrung, sei es durch fremde Belehrung. Und dies alles, die ganze Wahrheit über das Leben, deren ich durch eigenes Bemühen oder mit fremder Hilfe habhaft geworden, stand dort in der Bergpredigt geschrieben.

Es steht so mit mir: das, was ich bin, verlangt, was in der Bergpredigt enthalten ist, danach läßt sich mir das Leben der Menschen ordnen, dann gibt es einen Sinn; wenn aber die Bergpredigt nicht wahr ist, muß ich an der Wahrheit überhaupt verzweifeln. Aber die Bergpredigt gebietet nichts, sondern sie beschreibt bloß. Sie sagt nicht: Ihr müßt so sein! Sie sagt nur: Wenn ihr so seid, werdet ihr selig sein! Nach dieser Menschenart aber, die sie beschreibt, nach dieser seligen Menschenart steht mein Herz in allen seinen Irrungen von je; und nur so viel ich mir von dieser Menschenart ahnend erschnen kann, nur soviel ist in mir wahres Leben.

Ich bin kein guter Mensch, aber voll Unruhe nach guten Menschen und in ihrer Erwartung, seit ich lebe. Und was ich tue, scheint mir nur soviel wert, als es beiträgt und mithilft, die Kraft zu guten Menschen hervorzubringen, Menschen von einer aktiven, einschreitenden, angreifenden Güte, die unsere in Geld versunkene Zeit wieder zu Gott aufrichten könnte. Denn dies scheint mir das Thema, das dieser Zeit das Schicksal stellt: zwischen Geld und Gott zu wählen. Darüber müssen wir jetzt entscheiden. Und danach gruppieren sich die heutigen Menschen: in Geldesdiener und Gottesdiener.

Ich konnte schon als Kind Geld nicht leiden. Es gab damals noch die großen schweren dicken abgegriffenen alten Vierkreuzerstücke, Bagen genannt, mir graute, sie zu berühren, weil sie so schmierig waren, mich ekelte, wie vor widerlichen schleimigen Eieren, Kröten oder Würmern, und ich rieb mir immer voll Angst und Haß die Finger von der Befudelung wieder rein. Man lachte mich aus und ich bemühte mich selbst gegen das Gefühl, ich sagte mir selber vor, daß es albern wäre; jetzt weiß ich erst, wie recht das Kind empfand.

Später dann, bei den ersten Blicken ins Leben der Menschen, erkannte ich gleich, daß Taten oder Werke, um des Geldes willen getan, nichtswürdig

sind und daß sich entmenscht, wer etwas um des Geldes willen tut. Doch ließ ich mir damals und lange noch einreden, es müßten Taten oder Werke zu finden sein, die ich um ihretwillen oder um meinerwillen tun könnte und die mir aber dennoch, obwohl also nicht durch Geld hervorgerufen, nebenbei Geld einbringen könnten. Es dauerte lange, bis auch dieser Selbstbetrug durchschaubar war und ich sah, daß das Geld auch eine zurückwirkende Kraft hat: es spritzt sein Gift weit ins Vergangene zurück und auch reinen Herzens gewollte, um ihrer selbst willen vollbrachte Taten oder Werke werden enteehrt, wenn sie, noch so spät, Geld berührt.

Dies macht unsere Zeit so grauenhaft: wer Brot backt, Recht spricht, Kranke heilt, der Krieger, der Künstler, der König, was immer einer auch ist und tut, keiner meint das, was er ist und tut, sondern er meint das Geld, das es ihm bringt; der Bäcker meint nicht das Brot, der Richter nicht das Recht hat, der Arzt nicht den Kranken, und nicht den Krieg und nicht die Kunst und nicht die Krone, es ist ihnen allen nicht um das zu tun, was sie tun, sondern alles, was sie tun, tun sie bloß um des Geldes willen und was immer sie tun, sie meinen alle damit nur immer das Geld. Das Brot aber, das mit solchen nach Geld ungeduldigen Händen gebacken wird, spürt daß es nicht zum Brot, sondern zum Geld gebacken wird, und so wird das Brot zu Gelde und schmeckt nach Gelde. Und unsere ganze Welt spürt, daß sie bloß zum Geld betrieben wird, und unsere ganze Welt schmeckt überall nach dem Gelde.

Der Bäcker ist wenigstens aufrichtig: er gesteht sich ein, daß er beim Backen nicht das Brot meint, sondern das Geld, daß Geld gebacken wird, nicht Brot. Schlimmer steht's mit dem Richter und mit dem Arzt: die geben nicht zu, daß auch sie nur das Geld meinen und daß das Recht und der Kranke nur Mittel zum Zwecke sind, zum Gelde. Wenn sie aber morgen nicht mehr dafür bezahlt würden, für das Recht, das sie sprechen, für den Kranken, den sie heilen, wieviele von allen blieben noch Richter oder Ärzte? Wenn sie Geld genug hätten, ohne erst Recht sprechen und Kranke heilen zu müssen, wieviele würden dann auch nur noch einen Tag lang fortfahren, Recht zu sprechen und Kranke zu heilen? Aber auch diese, wenn sie gleich von sich sagen dürfen, daß sie nicht um des Geldes willen Recht sprechen und Kranke heilen, bewirken doch heute damit Geld und wenn ihr Tun auch nicht auf Geld zielt, erzielt es doch Geld, ihr Tun geht nicht auf Geld aus, aber auch ihr Tun kommt aufs Geld hinaus; was einer auch beginnen und wie er sich dazu verhalten mag, es wird immer heute nichts als Geld gemacht, es kommt nichts zustande als Geld. Der reinlichste ist heute verhältnismäßig noch der Börsenmensch, der unmittelbar am Gelde selbst handelt; er heuchelt wenigstens sich und den anderen nichts vor.

In meiner Jugend war's mir unerträglich, bezahlt zu werden. Ich

wünschte mir, so viel Geld zu haben, daß ich unentgeltlich arbeiten könnte; dann hätte ich mit Freuden gearbeitet und ich versprach dem Schicksal, gern doppelt so viel zu arbeiten, wenn ich es nicht mehr nötig hätte, um Geld zu arbeiten. Es ist das natürliche Gefühl des unverdorbenen Menschen, daß er nach seiner Kraft leisten, nach seinem Bedürfnis empfangen, aber nicht dafür, daß er leistet, empfangen, nicht um zu empfangen leisten will. Der Gedanke, für eine Tat oder ein Werk entlohnt zu werden, verleidet ihm jede Tat und jedes Werk; der Gedanke, daß er damit bezahlt wird, verleidet ihm, was er empfängt. Deshalb versuchen die Menschen auch immer wieder sich darüber zu betrügen und es sich zu vertuschen. Der Richter kassiert nicht vom Dieb, den er verurteilt hat, seinen Lohn ein, der Krieger liefert nicht den getöteten Feind ab, um ihn in Geld umzutauschen, sie werden nicht stückweise bezahlt, sie verdingen sich lieber im ganzen, ihre Tätigkeit wird pauschaliert, um es ihnen weniger empfindlich zu machen, daß in unserer Zeit alles nur um Geld geschieht. Wir wollen es uns wenigstens nicht merken lassen, so viel Scham ist uns doch noch geblieben. Ich zöge vor, wir trieben es offen und der Reichskanzler müßte nach jedem diplomatischen Sieg, der Pfarrer gleich nach der Predigt, der Dichter, wie der Vorhang fällt, selber mit dem Klingelbeutel absammeln gehen, damit kein Zweifel bliebe, wofür heute gestiegt, gepredigt und gedichtet wird.

Jede Tat, jedes Werk, von wem immer und welcher Art immer, wird heute auf den Markt gebracht und endet in Geld. Nichts bleibt davon als eine Ziffer. Und diese Ziffer bestimmt den Wert der Tat, des Werks, von wem immer und welcher Art immer. Nicht der Täter gilt, noch die Tat gilt, nur was davon zu Geld wird, gilt. Alles Menschenleben besteht am Ende nur noch aus Zahlenreihen. Was hilft's wenn einer sich noch so reinen Willens gelobt, nichts um Geld zu tun? Was er tut, verwandelt sich ihm in der Hand doch immer wieder zu Geld und nichts als Geld bleibt schließlich davon zurück. Hast du kein Geld, so mußt du für Lohn dienen und kannst nicht dein eigen sein, nicht deine Tat tun; hast du Geld, so hat es dich, denn Geld ist ein ungetreuer Knecht und schlägt seinen Herrn, es nimmt dir wieder deine Tat und wieder bist du dein eigen nicht; wie wir uns auch wenden, wir können uns nicht entwinden, Geld erwürgt uns.

Was ich in der Geschichte der Menschheit erblicke, kann ich nur verstehen, wenn ich annehme, daß es Zeichen einer neuen Menschenart sind. Wenn es diese hervorzubringen gilt, hat alles erst einen Sinn. Sonst ist es ein Chaos, wenn ich es nicht auf diese Menschenart beziehe, auf das innere Gesetz der Menschheit, das immer in ihr wirkt, aber in der Bergpredigt zum erstenmal ausgesprochen worden ist. Alles Chaos aber, aller Widerstand gegen das Gesetz, alle der Form der Menschheit widerstrebende Kraft, alle Ungestalt, alle Finsternis ist im Gelde zusammengeballt. Das Geld ist der

Antichrist und solange wir den Fluch des Geldes nicht zerreißen, können wir nicht zu Menschen werden und all unsere Sehnsucht bleibt Wahn. Dies hat mir mein Leben erbracht, anderen mag andere Wahrheit erwachsen, meine bleibt: Entscheide dich und wähle, Geld oder Gott!

Lange Zeit meines Lebens blieb mir der Tod fremd; ich hatte niemals Angst vor ihm, schon als Kind nicht, sein dunkler Name klang mir eher lieb, aber ich begriff seinen Sinn nicht, ich habe kein rechtes Vertrauen zu ihm fassen können.

Ich war sieben Jahre alt, als sich der Onkel Anastas ertränkte, ein wunderlicher, halb verrückter Hofrat, von Schlaflosigkeit so gepeinigt, daß er, über siebenzig alt, lieber in die Donau sprang; drei Tage trieb er im Wasser, in Wallsee zog man ihn heraus. Das war der erste Tote, den ich sah. Ich empfand eine große Neugier, zugleich aber mit einer gewissen Scheu hinzublicken; ich hatte das Gefühl, daß es jetzt doch noch unnütz wäre, mir den Tod anzusehen, und wünschte mir, bald so weit zu sein, daß ich erkennen könnte, was es damit auf sich hat. Dies hat aber noch dreißig Jahre gedauert. Da stand ich dann an meiner Mutter Sarg. Sie war eine starke stolze Frau gewesen, aber Enttäuschungen und Erbitterungen hatten ihre Kraft und ihren Stolz hineingedrängt, außen hielt sie sich ganz still, mit einer trostigen und höhnischen Verachtung der Menschen zugedeckt, und trug die Lippen fest zusammengepreßt. Als sie aber im Sarge lag, da war der Mund von seinem bösen Trost befreit, Friede lag auf ihrem Gesicht, wie aufatmend vom Drucke des Lebens lag sie da und zum erstenmal sah ich sie recht von Herzen und ohne Argwohn lächeln.

Bald darauf kam Krankheit über mich, ich wurde operiert und hatte zwei Nächte lang den Tod an meinem Bette stehen, ich fühlte seine stille gute Hand. Aber ich war noch nicht in Ordnung, ich erschrak, wie wenn einer seiner Wert abliefern soll und hat es noch nicht fertig. Da wurde mir in den zwei langen Nächten bitterlich bang und ich bat den Tod, mir noch Zeit zu lassen, und er hatte Geduld mit mir. Ein Jahr später aber begab es sich, daß ich auf der Flucht aus einem Sanatorium, wo sie mir angekündigt hatten, nun sei zu sterben, eine Nacht im Inselhotel zu Konstanz, das einst ein Kloster der Dominikaner war und den jungen Ritter Seuse sich in seinen Sünden geißeln sah, vor der vermeintlich letzten Flasche Rheinwein mit einer großen Zigarre saß, um Abschied zu nehmen. In tiefer Winterzeit saß ich da, ganz mit mir allein, und erwartete den Tod und hätte nicht sagen können, ob ich traurig war oder froh. Die Nacht verging und ich wunderte mich, als mich der Morgen noch immer am Leben fand. Über den besonnten See fuhr ich, und durch Tirol ans Meer, mit wiedergewonnener Seele. Aber war das noch ich? Den Tod hatt ich nun bei

mir als lieben Gefährten: in seiner Hut bin ich seitdem. Denn damals entschloß ich mich, alles abzulegen, was ich nicht mit hinübernehmen kann, und fortan stets von Herzen bereitzustehen. Denn daß es mit dem Tod nicht aus ist, war mir stets gewiß, jetzt aber weiß ich, daß es mit dem Tod erst wahrhaft anfängt. Und ich weiß seitdem, daß ich das Leben habe, um mich würdig zu machen für den Tod.

In jener Nacht war mir, als wäre mein Ich ausgewischt. Davon wurde mir so seltsam leicht und licht. Ein inniges Wohlgefühl blies mich auf und ich schien zu schweben. Ich hatte keine Grenzen mehr, ich verging in Unendlichkeit. Aber je mehr ich verlor, desto heller stieg mein anderes Ich empor, das sonst im Dunkel unten gebunden liegt, nun aber schlug es die Schwingen auf. Und seitdem kann mir nichts mehr weh tun. Denn ich weiß jetzt, daß das, was leiden kann, nur mein äußeres Kleid ist; mein Wesen aber bleibt unverfehrt. Und wenn erst mein Kleid ganz zerreißt, erscheint mein ganzes Wesen: der Tod erst bringt mein ewiges Leben an den Tag.

Ich habe den Tod lieb. Nicht als Erlöser; denn ich leide nicht am Leben. Nein, aber als Erfüller. Er wird mir alles bringen, was noch fehlt. Dann geht die Saat meines Lebens erst auf. Er nimmt mir nichts und gibt mir noch so viel. Das weiß ich jetzt und wenn ich jetzt an ihn denke, ist's mit einer banger Freude, wie wir als Kinder das Christkind erwarteten; wir saßen im Finsternen, aber durch die Türspalte drang ein Strahl lieben Lichts.